

Nachdruck verboten.

Das Waldfräulein.

Novellette von Franz Kurz-Elsheim.

„Monbijou“ hatte der erste Besitzer das Schloßchen gekauft, das tief im Walde fast ganz versteckt lag. Das muß noch in der Kolonialzeit gewesen sein, den Jahren des Puders und der Keiströde und der zierlich gedrehten Grazie. Darauf deutete wenigstens der Stil des Bauwerkes hin, das in der That ein kleines Bijou, ein Kleinod war. Und heute noch schien in jenen Räumen ein Duft aus jener Zeit zurückgeblieben zu sein, war es häufig noch, als hätten hinter den altmodisch gewordenen Möbeln hervor lustige Gesichter und hörte man den leichten Schritt der Menuettänzer und -Tänzerinnen, die sich früher hier vergnügt hatten, fernab dem lauten Getriebe der Welt.

Aber heute — jetzt gehörte das Schloßchen dem Baron von Weitz — war die Freude und das Lachen aus ihm verbannt. Und doch wohnte in ihm die schöne junge Baroness Vera, die einzige Tochter des Barons und verträumte hier ihre Tage. Selten, daß sie den Bannkreis Monbijous überschritt und dann nur, um in das benachbarte Dörfchen zu wandern und dort diese oder jene Roth zu lindern, von der ihr ihre Kammerfrau, eine ältere Matrone, getreulich berichten mußte. Und wie eine Heilige mochte sie dann wohl den Dörflein erscheinen, die sie mit geheimer Verehrung das „Waldfräulein“ nannten. Auch das wußte sie und sie lächelte darüber; denn sie verstand den Namen, ein Räthsel, das die Gesichtszüge verklärte und verschönte und jeden, dem es galt, glücklich machte, als wäre ihm etwas Besonderes angedeutet.

Und es hatte eine eigene Bewandniß damit, daß Baroness Vera sich vollständig aus der Gesellschaft, die sie feierte und die ihr huldigte, zurückgezogen und sich hier angeliebt hatte. Welch ausgelassenes lustiges Ding war sie ehemals gewesen, daß ihr Vater oft lächelnd meinte, an ihr wäre ein Junge verloren gegangen. Die wildesten Pferde bestieg sie, auf der Fuchsjagd war sie allen voran und damals hörte man noch ihr Lachen, hell und klar durch die Lüfte schallen. Bis jenes schreckliche Ereignis eintrat. Mit ihrem Vetter, der allgemein als ihr Bräutigam betrachtet wurde, und dem sie auch nicht abgeneigt war, wennschon sie sich die erste Gluth der Liebe etwas feuriger gedacht hatte, hatte sie auf dem zugefrorenen Gutsteich, der zu dem Besitzthum ihrer Eltern gehörte, ein Schlittschuh gelaufen. Auch da wild und unvorsichtig, wie sie so oft war, „Dache mich“, hatte sie gerufen und war davon gehuscht, um ihm zu entfliehen, geradenwegs auf eine Stelle zu, die nicht recht sicher war. Das Eis schwankte unter dem leichtschwingenden Schlittschuh: sie achtete dessen nicht. Und auch der Vetter schien es nicht zu merken. Und da auf einmal, just, als er die Hand ausstreckte, um sie zu fassen, da brach die Eede und sie und er sanken hinab in das kalte Wasser. Vergeblich Mühe sich herauszuheben. Das Eis bröckelte immer wieder nach. Erst nach fünf qualvollen Minuten entdeckte man die Baroness und rettete sie mit großen Mühen, die inzwischen ohnmächtig geworden war. Der Vetter konnte nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden. Der Arzt meinte, ihn müßte der Schlag getroffen haben. Und als sie endlich die Augen wieder aufschlug, da bemerkte man mit Entsetzen, daß sie vor Schreck die Sprache verloren hatte. Nur einige unartikulierte Laute vermochte sie noch zu stammeln. Die Kunst der Doktoren blieb vergebens. Baroness Vera war stumm geworden.

Dieser furchtbare Schicksalsschlag hatte das junge Mädchen vollständig geändert. Jetzt sah sie tagelang in ihrem Zimmer und schaute hinaus in die aufkeimende Frühlingspracht und träumte. Und fragten sie ihre Eltern etwas, so starrte sie diese oft mit einem Ausdruck an, daß sie sich nicht der Befürchtungen erwehren konnten, auch ihr Verstand habe gelitten. „Nein, das glückliche Weib nicht“, meinte der zu Rathe gezogene Arzt. „Aber sie muß sich erst in die veränderte Lage finden. Seien Sie nur nachsichtig gegen sie. Vielleicht ist eine längere Reise mit ihren neuen Eindrücken für die Arme von Vortheil.“ So reiste sie. Doch sie empfand offensichtlich kein Vergnügen daran, und war froh, als man wieder zu Hause angelangt war. Im nächsten Winter wollte der Vater sie veranlassen, doch die Gesellschaft nicht zu vernachlässigen. Sie schüttelte den Kopf und schrieb auf die Schreibtafel, mittels deren sie ihre Gedanken

übertrag: „Was soll ein stummes Mädchen im Kreise fröhlicher Menschen? Ich bin zufrieden, wenn man mich ungestört läßt.“ Und als wieder der Lenz kam, da verlangte sie, auf Schloß Monbijou überfiedeln zu dürfen —

So war aus der lebensfröhlichen Baroness Vera das stille Waldfräulein geworden, von dem die Bauern wie von einer Heiligen sprachen. „Die reinste Märchenprinzessin“ meinte einmal der Lehrer des Dörfchens. Und ihr Schloßchen steht wirklich da, wie verzaubert. Und das alles ist, als müßte ein schöner junger Prinz kommen und alles erlösen.

Zwischen dem Schloße und dem Dorf lag, steil von der Waldhöhe abfallend, ein alter Steinbruch, dessen Rand schon wieder neues Gebüsch umwucherte. Vera war wieder einmal im Dorf gewesen und kutschte nun langsam in den dämmernden Abend hinein ihrer Behausung zu, als an dem Bruche die beiden Pferde plötzlich unruhig wurden und auszubringen versuchten. O ihre feste Hand hatte die Baroness noch immer, und so waren die Thiere schnell gebändigt. Dann stieg sie ab, um zu sehen, was die Ursache des Aufenthaltes war und da fand sie, daß ein fremder Mann heimlich auf der Straße lag. Sein Kopf blutete aus einer tiefen Wunde. Offenbar war er, des Weges unfallig, auf einem Streifzuge durch den Wald an den Steinbruch gekommen und abgestürzt. „Wie oft habe ich schon den Gemeinderath des Dörfchens um Abhilfe erlucht“, dachte sie. Aber schließlich war jetzt keine Zeit zum Sichentrüsten. Was nur beginnen? Sie konnte den Verunglückten doch nicht hier liegen lassen, denn wer weiß, wie sehr ihm Hilfe noth that. Ach was, sie muß versuchen, ihn in den Wagen zu schleppen und ihn zum Schloßchen fahren. Die Wunde blutet noch immer. Hätte sie nur etwas da zum Verbinden. Doch sie wußte Rath. Aus ihrem Unterleibe riß sie ein Stück heraus und wand es dem Manne um den Kopf. Und dann machte sie sich daran, ihn empor zu richten und in den Wagen zu bringen. Sie mußte alle Kräfte anspannen, bis ihr Ziel erreicht war. Und dann fuhr sie langsam nach Monbijou.

Die alte Margareth, die Kammerfrau, machte Augen. Auch Franz, der Diener, der auf dem Schloßchen weilte, brummte etwas in den grauen Bart. Aber den Mann schickte Vera sofort nach einem Arzte und damit er sich nicht aufhalten brauchte, sollte er nur gleich wieder den Wagen mitnehmen. Inzwischen bemühten sich die beiden Frauen um den Verunglückten, wuschen die Wunde aus und schafften den noch immer Bewußtlosen ins Bett.

Da der Arzt einen Transport in das zunächst liegende etwa drei Stunden entfernte Stadtkrankenhaus für zu gefährlich erachtete, blieb nichts übrig, als den Fremden im Schloße zu belassen und eine Krankenschwester herbeizubordern. Mit dieser theilte sich Vera selbst in die Pflege. Und sie hatte die Genugthuung, daß diese nicht nutzlos blieb.

Nach einigen Tagen hatte der Fremde die schwere Gehirnerschütterung, die er bei dem Sturze davongetragen, überwunden. Er durfte aufstehen. Und nun konnte er auch erzählen, woher er kam und wer er war. Arnold Bachmann hieß er und ein Maler war er, sogar einer, der einen nicht unbedeutenden Namen hatte. Auf einer Studienreise begriffen, hatte ihn das Lebkuchen-Witzgeschick erreicht. „Nein, kein Witzgeschick“, sagte er einmal. „Auch das ist ein Glück für mich gewesen. Und wenn ich Sie, meine Vetterin, betrachte, fühle ich es stets von neuem.“ Und Vera lächelte und erröthete.

Ja, da hatte sich noch ein Gast eingenistet auf Monbijou. Ein unsichtbarer kleiner Kerl mit Pausbade und Mägel und Bogen und Röcher. Gott Amor. Mit jedem Tage wurde es der Baroness klarer, daß sie den Maler liebe, und mit dem Instinkt des Weibes fühlte sie nur zu gut, daß auch sie ihm nicht gleichgültig war, daß etwas anderes den Klang seiner Worte beeinflusste als nur die Dankbarkeit. Aber durfte sie ihn erlösen? Durfte sie, die Stumme, mit ihrem Leiden sich für's Leben an einen Mann fetten, um ihm ein Hindernis zu werden. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich selber, und sie ging siegreich daraus hervor. Sie hatte auf die Freuden des Lebens verzichtet geleistet.

Und was kommen mußte, kam. Ein Tag sah den Maler zu ihren Füßen, der ihr in feurigem Tone von seiner Liebe sprach. Wie ihr die Worte ans Herz griffen. Am liebsten hätte sie beide Arme ausgebreitet und ihm bedeutet: „Komm.“ Und ihre Küsse hätten ihm sagen müssen: „Ja ich liebe dich ja auch,

mit allen Fasern meines Herzens. Und ich will dein sein.“ Doch nein, sie wußte, was sie mußte. Und so schüttelte sie nur mit traurigem Lächeln den Kopf. „Liebst du mich denn nicht auch?“ Sie gab kein Zeichen auf die angstvolle Frage.

„Über schreie dich ab, daß du stumm bist? Kann das meiner Liebe zu dir Einhalt thun?“

Sie veränderte ihre Stellung nicht und sah über ihn hinweg in die Luft hinein. Vor den Augen flimmerte es ihr. Unzählige Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. Nein, sie darf ihm nicht gestehen, daß thatsächlich ihr Unglück sie abhält, ihm die Hand zu reichen. Wohl mag er sich jetzt über daselbe hinwegsetzen, im ersten Mause der Liebe. Was wird aber später werden, wenn er wieder hineingeführt wird in den Unterschied zwischen lachenden, plaudernden Weibern und seiner stummen stillen Frau, auf deren Gemüth derummer lastet?

„Über schreie du gar, als hochgeborene Baroness dem schlichten Bürgerlichen die Hand zu reichen?“

Die Frage konnte sie ruhig verneinen. Das wäre das wenigste gewesen. In die Verbindung hätten die Eltern ohne weiteres eingewilligt, wenn sie damit das Lebensglück ihres Kindes hätten begründen können. Indessen, sie mußte ihm, um ihm alle Ueberredungsversuche abzuwehren, gestehen, daß sie ihn nicht liebe. Und sie nahm ihre Schreibtafel und schrieb mit fester Hand nieder, daß ihr sein Antrag nur ehrenvoll wäre, daß sie ihn aber nicht zu erlösen im Stande sei, da sie seiner Liebe nicht die ihrige entgegensetzen könne.

Der Maler fuhr empor. Die Sicherheit, die ihm auch das stürmische „Du“ in der Anrede ausgepreßt hatte, verließ ihn. „Dann wäre es besser gewesen, Sie hätten mich draußen liegen und umkommen lassen, anstatt mir das Leben zu retten und mich dann in Nacht und Elend hinauszustoßen. Sie wissen nicht, daß Sie mir ein Dasein gegeben haben, das keinen Werth mehr für mich besitzt. Leben Sie wohl —“

Und hinaus war er.

Und auf einmal überfiel sie eine seltsame Angst. Das hatte ja gerade gefungen, als wenn er — nein, das ist doch nicht möglich, er wird sich kein Leid antun, er ist ja ein Mann, er wird sein Weib tragen wie sie das ihre. Aber die Unruhe, die sie jetzt beherrschte, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben vermag! Sie klingelt der Kammerfrau. Die ist ja nicht da. Auch der Diener ist nirgends zu finden. Dann lauschte sie wieder, ob sie nicht den Schritt des Malers vernimmt. Todtenstille ringsum. Sie läuft in das Gemach Arnolds, dessen Thür nur angelehnt ist. Neben dem Bette steht der Koffer, den man ihn nachgeschickt hat. Sein Inhalt ist durchwühlt. Auf dem Tisch liegt ein Brief, noch offen: „An meine Mutter! Vergiß mir, theuerste Mutter, ich konnte nicht anders handeln, da mir das Leben zur Last geworden.“ Das Blatt sagt ihr genug. Sie muß das Entschlossene zu hindern versuchen. Wie ein gejagtes Wild stürzt sie hinaus in den Wald. Aber wohin, wohin? Sie achtet nicht, daß sie vom Wege abweicht, daß die Ruthen sie ins Gesicht schlagen, Dornen ihr Kleid zerreißen. Und sie betet. Was weiß sie nicht. Nur immer auf neue: „Herrgott im Himmel, laß mich ihn finden, laß mich ihn finden.“ Und da auf einmal hinten, wo sich der Forst etwas lichtet, da steht er. Hundert Schritte von ihr entfernt. Aber zwischen ihm und ihr kleines hinderndes Strauchwerk. Und sie sieht, wie er die Hand erhebt und eine Waffe an die Schläfe legt. Wenn sie doch reden könnte! Noch nie hat sie den Verlust der Sprache so tief empfunden wie jetzt. Weiter leuchtete sie. Sie muß schreien. Sie fühlt, wie ihr die Kehle schmerzt, wie ein Balen, den sie bisher in ihr zu fassen gemeint, sich löst. Und da — ist's denn Wahrheit? Da tönt ihre Stimme laut und vernnehmlich durch die Stille des Waldes: „Arnold! Arnold! Halt ein!“

Ein Schrecken hatte ihr die Stimme geraubt, die Angst um das Leben des Geliebten hatte sie ihr wiedergegeben. „Das kann vorkommen“, sagte der Arzt zu den beglückten Eltern. „Aber auf eine Angst hin läßt sich doch nicht drauf los kurieren.“

„Nun ist der Prinz wirklich gekommen“, meinte der Vortreter, „und hat unser Waldfräulein erlöst.“ Und auf Monbijou ist neues Leben eingezoogen. Denn das junge Ehepaar verbringt hier manchen Sommermond. Und oft genug kommen Gäste und erfüllen das Schloßchen mit Lachen und Jubel und freuen sich an dem Glück des Malers und seiner liebrenden Frau.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, I. Etage, an der Marktstrasse.

90

Die billigste Bezugsquelle für Korb-, Holz- u. Bürstenwaaren, Reise-, Bade- u. Toilette-Artikel etc.

Größte Auswahl.
Billigste Preise.

Karl Wittich, Michelsberg 7, Ecke Gemeindebadgäßchen.

Reelle
Bedienung.

Reiseförbe, Markt- und Waschkörbe,
Eessel, Blumenkörbe, Korbmöbel,
Postkörbe, Arbeits- u. Notenhänder,
Papierkörbe, Wascheppes, Holzkörbe,
Blumenkörbe, Kinderstühle u. A. m.

Neuanfertigung u. Reparaturen
aller Korbwaaren, Korbmöbel, Stuhl-
Kesterei in eigener Werkstatt billig.



Für die Reise:

Reiseförbe, alle Koffer, alle
Toilettebürsten, Gutschachteln,
Spiegel, Kämme, Handkörbe,
Schwämme u.

Alle Holzwaaren:

Packbretter, Schneidbretter, Weizen,
Servierbretter, Krabben,
Holzstiel u. Küchenreiter,
Bücherei-Artikel u.

Alle Bürstenwaaren:

Toilette-Artikel, Zahnbürsten,
Kämme u. Hornwaaren, Pinsel-
leder und Schwämme,
Putz- und Schaber-Artikel u.

Alle Wäschereiarartikel:

Büsten, Wägelbretter, Waschkörbe,
Kammern, Reinen, Waschkü-
Wäschetrockner, Waschkü-
Waschkörbe u.

Alle Küferwaaren:

Klempnerbügel, Butterk-her, Zuber,
Dresen, Eimer in Zinnen und
Eichenholz.
Neuanfertigung und Reparaturen.

Alle Siebwaaren:

Fugmatten, Möbelsch-
Ganzhaltungsdrähten und
Belen, Ganzhaltungsart.
u. Holz u. Brandmalerei.



Nr. 149

(2. Beilage.)

Dienstag, den 30. Juni

1903.

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

Fortsetzung.

„Na ja, da haben wir's ja. Also Dulac muß über das Stelett in der Vergangenheit Magloires unterrichtet gewesen sein. Wenn Saint-Magloire der Bandit Rozen ist, wie wir es vermuthen, dann mußten ihm etwaige Indiscretionen Dulacs früher oder später recht unbequem werden. Meinst Du nicht auch?“

„Ich widerspreche nicht, solange wir annehmen, daß Saint-Magloire wirklich etwas zu verheimlichen hat.“

Lemoine fuhr fort:

Also einen Grund hätten wir schon. Saint-Magloire, der sich den Teufel um ein Menschenleben scheert, hat sich von diesem lästigen Zeugen ein für alle Mal befreien wollen. Aber das ist noch nicht alles. Saint-Magloire ist der erklärte Liebhaber dieser Germaine Reppal, für die er das Geld mit Schießeln zum Fenster hinauswirft und in welche er, wie es scheint, sterblich verliebt ist. Aber auch Dulac machte ihr den Hof, er himmelte sie sogar ganz aus der Nähe an. Zweiter Grund. Und viel ernster als der erste, denn ein verschämter Liebhaber ist zu allem fähig, wenn es gilt, den Nebenbuhler zu verdrängen. Dulac wurde eine wirklich Gefahr für Rozen-Saint-Magloire. Glaube mir, ich bin auf der richtigen Fährte. Du wirst sehen, wenn wir ihr bis ans Ende folgen, beden wir die ganze Welschierung auf.“

Der Chef der Geheimpolizei war perplex.

Er antwortete nicht.

Er hatte sogar seine Cigarre ausgehen lassen, was bei ihm das beste Zeichen für das außerordentliche Interesse war, mit welcher er sich in die Situation hineinarbeitete.

„Ja, ja“, murmelte er endlich mit gedämpfter Stimme, „das hat wirklich Hand und Fuß. Dulac hätte schon todt sein können, als man ihn vor der Thür jener Frau aufknüpfte, die er liebte, um dadurch die Meinungen irre zu führen. Ah, die Combination ist unglaublich schlau ausgedacht! Ich gestehe, Deine Argumente regen mich zum Nachgrübeln an. Aber wie soll man den Beweis beibringen? Du weißt doch, daß die Leiche keine Verletzung, keine Spur von Gewaltthätigkeit aufweist!“

„Was will das heißen? Er kann erstickt worden sein, erstickt unter einer Matraße oder vielleicht vergiftet — — Man sollte eine Autopsie anstellen.“

„Das wäre leicht“, versetzte der Direktor. „Man braucht nur eine Untersuchung über die Todesursache anordnen zu lassen. Der Ober-Staatsanwalt, der überall Verbrechen wittert, verlangt nichts Besseres.“

„Aber diese Autopsie müßte auf Grund eines vorher festgelegten Programms vorgenommen werden; sonst führt sie zu nichts. Ah! Wenn ich gerichtlicher Sachverständiger wäre! Aber ich bin's nicht. — Doch richtig, mein Schüler und Assistent Olivier Martin ist ja kürzlich zum sachverständigen Arzt ernannt worden. — Könntest Du ihm die Leichenöffnung übertragen?“

„Nichts leichter als das. Ich werde das Nöthige sofort veranlassen. Warte so lange hier auf mich. In zwanzig Minuten bin ich wieder zurück.“

Cardac nahm seinen Hut und stürzte hinaus.

(Nachdruck verboten.)

Zwanzig Minuten vergingen, — — dreißig — — fünfzig. Aber Lemoine wurde die Zeit nicht lang. Er war tief in Gedanken oder, besser gesagt, in den einen und einzigen, der seit dem Morgen sich seines Geistes vollständig bemächtigt hatte.

Je mehr er aber nachdachte, um so mehr nahm dieser einzige Gedanke vor den Augen seiner überreizten Phantasie an Stärke und Klarheit zu und um so mehr befestigte sich seine Ueberzeugung, dieses düstere Problem mit Hilfe der Wissenschaft ans Licht ziehen zu können.

Endlich, nach fast anderthalbstündiger Abwesenheit trat der Chef der Sicherheitspolizei wieder in das Bureau, ein Lächeln auf den Lippen, aber die Stirne in Falten.

„Das wäre abgemacht“, sagte er, „Du hast Deinen Willen.“

„Der Ober-Staatsanwalt hat also zugestimmt — —?“

„Die Untersuchung einzuleiten. Er hat die Autopsie angeordnet, mit welcher man Olivier Martin beauftragen wird.“

35. Capitel.

Sobald Dulac infolge der Einathmung des Chloroforms betäubt und wehrlos dalag, war es leicht, ihn in ein Zimmer des Erdgeschosses der Villa zu tragen. Diesen Dienst leistete der Chinese Du, dessen Verschwiegenheit sicher war und der übrigens während seines Vorerlebens noch ganz andere Dinge gesehen hatte.

Sodann entnahm der Baron einer Tischschublade einen kleinen Flacon, dessen Inhalt er mit Hilfe eines Instrumentes, einer neueren Erfindung des Doctors Laborde zum gewaltsamen Öffnen des krampfhaft geschlossenen Mundes Ertrunkener oder Ersticker, in die Kehle seines Opfers goß.

„Habet immer Gift in Euren Taschen!“ sagte er zu sich selbst, während ein wildes Lächeln sein Gesicht entstellte. Man kann nie wissen, was einem passiert. Besonders zu empfehlen ein Pflanzengift, ein gutes Alkaloid, wie dieses da, welches keine wirklichen Spuren hinterläßt und aller Schläue der geschicktesten Secirer und Autopsiegrößen spottet. Das wäre ja noch schöner! Er muß den Kelch leeren, der arme Sünder da; bis zur Reize muß er ihn lehren und runterwürgen, sonst bleibt alles im Kehlkopf sitzen, und er käme wieder zu sich. Das Chloroform wird ihm die Schlundmuskeln für einige Zeit gelähmt haben. Wir wollen der Natur ein bißchen nachhelfen.“

Der Baron umwidelte die Hand mit einem Taschentuch und begann auf der Zunge des unglücklichen Dulac, der leblos, scheinbar todt vor ihm lag, eine gewisse Anzahl gleichmäßiger Reibungen auszuführen, welche eine Art künstlicher Athmung hervorriefen. Die Brust hob sich unter dem Einfluß der auf diese Art stoßweise in sie eindringenden Luft. Das genügte, um der Speiseröhre und allen Kehlkopfmuskeln wieder so viel Beweglichkeit zu geben, um das Gift mechanisch in den Magen gleiten zu lassen. Die Procebur war aus. Dulac war für immer vernichtet. Wenn er noch nicht ganz todt war, so war er nicht weit vom Ende entfernt. Zum Leben konnte er nicht mehr erweckt werden.

„All right!“ murmelte Saint-Magloire, richtete sich auf und trocknete sich die Stirn, von welcher dicke Schweißtröpfchen

rannen.

Es blieb ihm nur noch, das lästige Objekt verschwinden zu lassen. Aber glücklicherweise war er nicht verlegen, ein Mittel dazu zu finden. Solche Kleinigkeiten, einfache Formalitäten, waren für ihn unbedeutend.

Fünf Minuten später öffnete und schloß sich unhörbar das automatische Einfahrtsthor. Das elektrische Automobil rollte auf den dicken Gummirädern lautlos in die Nacht hinaus nach Paris zu. Nur der Motor unterbrach die Stille gleich dem Summen eines Bienenschwarms. Mit Blitzesschnelle durchlief der Wagen die zu dieser Stunde völlig vereinsamten Straßen Auteuils und nahm dann den Weg entlang der Festungswälle.

Es mochte etwa halb vier Uhr früh sein, und es herrschte demnach noch vollständige Finsternis, als das Automobil in Neuilly durch die porte des Ternes einfuhr, ohne von den Accisebeamten angehalten zu werden, welche dem eleganten Wagen keine Aufmerksamkeit schenkten. Der Herr, welcher ihn führte und dessen Silhouette und Bewegungen ihnen sofort den vornehmen Mann verriethen, schien von irgend einem Fest in Paris zurückzukommen.

Gerade als Saint-Magloire in die Rue Peyronnet einbiegen wollte, fuhr er erschreckt zusammen. Ungefähr 50 Meter vor ihm, fast an der Thüre des Hotels Germaine Reybals, standen zwei Polizisten, die sich scheinbar sehr drollige Geschichten erzählten, denn ihr Gelächter schallte bis zu ihm herüber.

Mit einem kühnen Steuergriff riß der Baron, ohne eine Sekunde zu verlieren, den Wagen herum und folgte dann in gemäßigtem Tempo der Rue du Chateau, um dann wieder über den Boulevard Eugénie nach der Rue Peyronnet zurückzukommen. Diesmal war die Luft rein. Die Polizisten hatten ihre Munde fortgesetzt.

Saint-Magloire hielt dicht vor der Thüre von Germaine Reybals Hause an, warf einen suchenden Blick um sich, und als er sich überzeugt hatte, daß keine Gefahr zu befürchten war, öffnete er den Wagenkasten, aus welchem er mit Hilfe des Chinesen den noch warmen Leichnam Dulacs herauszog, um dessen Hals er bereits vorher eine Schlinge gelegt hatte.

So schnell wie möglich befestigte er das Ende des Seiles an der oberen Querstange des Gitters. Sodann brachte er den Körper in die richtige Lage, so, daß der Rücken der Straße zugekehrt war und die Füße etwa 50 Centimeter über dem Boden schwebten.

Um die Schlinge fest anzuziehen und gleichzeitig den letzten Sprung des Selbstmörders zu markiren, riß der Baron mit aller Kraft an der Leiche und rieb die Füße auf der Fundament-Mauer, welche das Gitter trug. Der Straßenschmutz der Stiefel Dulacs bezeichnete auf der niedrigen Mauer die Stelle, von welcher er abgesprungen sein mußte.

Saint-Magloire gab Du, welcher nicht das geringste Erstaunen über die That seines Herrn bezeugte und ihm dabei nach Möglichkeit geholfen hatte, ein Zeichen, und beide stiegen in den Motorwagen, welcher wie ein Sturmwind davonlief.

„Ein schöner Selbstmord!“ sagte sich der Baron während der tollen Fahrt. „Der Psychologe, welcher beweisen wollte, daß der Herr dort sich nicht freiwillig umgebracht hat, könnte lange auf ein Diplom warten.“

Thatsächlich war diese ganze tragische Inszenirung bis in die kleinsten Details mit einer teuflischen Geschicklichkeit organisiert worden.

Laurine und Martin, die beiden Aerzte, waren deshalb auch in grausamster Verlegenheit versetzt, als sie sich der Leiche gegenüber befanden mit dem offiziellen Auftrag, die ganze Wahrheit über diese traurigen Reste herauszubringen. Trotz ihrer großen beruflichen Erfahrung und trotz der unerschütterlichen Ueberzeugung, welche der Meister seinem Assistenten einzuimpfen gewußt hatte, schien ihnen die Aufgabe überwältigend groß.

Die Autopsie sollte kein klares Licht in diese Finsternis bringen.

Die Untersuchung des Halses und Kehlkopfes ergab, daß die Schlinge durch das Gewicht und den Fall des Körpers — wenn nicht von einer fremden Hand daran gerissen worden war — das Zerspringen der Schlagadern und den Bruch des Kehlkopfes verursacht hatte, ein Umstand, der zu Gunsten des Erhängten sprach.

Die beiden Aerzte bemerkten aber auch innere Verletzungen und Abnormitäten, wie zum Beispiel innere Blutergießungen, Wasseransammlungen, Miasmaerbindungen in den Eingeweiden, Veränderungen des Lungen- und besonders des Herzbeutelgewebes, Entzündungen der Magen- und Darmschleimhaut und anderes mehr, was ihnen alles mit genügender Klar-

heit bewies, daß die Annahme einer Vergiftung nicht gerade ohne Grund war. Aber sie mußten sich sagen, daß diese Anzeichen ebenfalls bei nur Erhängten angetroffen werden konnten.

Dennoch waren sie fest davon überzeugt, daß das Erhängen Dulacs nach und nicht vor dem Tode stattgefunden, und sie wurden nicht müde, nach der Todesursache, die nur Vergiftung sein konnte, zu forschen.

Von dieser Seite aus gesehen, war das Problem aber noch verwickelter, noch schwieriger.

Sie versuchten zuerst die verschiedenen Reaktionen aller gebräuchlichen mineralischen Gifte, von Arsenik und Phosphor bis zum Chankali, aber sie fanden — natürlich — nichts.

Uebrigens hatten sie nur deshalb diese vorläufigen Versuche angestellt, um ihr Gewissen zu beruhigen und das Terrain zu sondiren. Sie fühlten, daß der Mörder zu schlaue gewesen sein mußte, um eine oder die andere giftige Substanz anzuwenden, die heutzutage der erste, beste Chemiker, der nur die Anfangsgründe seines Faches kennt, leicht entdecken kann.

Sie mußten ganz zweifellos ihre Nachforschungen den organischen Giften, den Alkaloiden, zuwenden.

Aber das war leichter gesagt als gethan. Es war schon an sich eine ungemein schwierige Aufgabe, das angenommene Gift abzusondern und seine Natur festzustellen, da die organischen Stoffe, seien sie nun giftig oder nicht giftig, seien sie pflanzlichen Ursprungs wie die verschiedenen Alkaloide, das Morphinum, das Afonitin, Atropin und so weiter, seien sie thierischen Ursprungs, als hauptsächlichste Elemente niemals andere Substanzen enthalten als Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff, die ja auch, fast ausschließlich, die ganze Zusammensetzung der menschlichen Gewebe und Gäfte bilden.

Vermoine und Martin wußten das natürlich. Sie wußten es nur zu gut. Aber sie ließen sich nicht entmutigen. Endlich kam der Augenblick, wo sie zu triumphiren glaubten.

Sie hatten eine flüchtige Flüssigkeit — ähnlich dem Chloroform — benutzt, die Materien aufzulösen, auf welche sie ihre Thätigkeit concentrirt hatten; eine Flüssigkeit, welche ihnen das angenommene Gift freilegen mußte, ohne die daran haftenden organischen Stoffe mit aufzulösen. Und wirklich gelang es ihnen, einen fast unmerklich kleinen Körper zu isoliren, welcher ihnen ein thatsächliches Alkaloid zu sein schien und wahrscheinlich Afonitin war.

Dieser Körper, den sie nach den Formeln der Aerzte Bromarbel und Bontny zuerst mit Eisen-Chankali und dann mit Bromsilber behandelten, verhielt sich wie ein selbständiges Alkaloid und zeigte die charakteristischen Farbreactionen des Afonitins.

War das nicht endlich der so lange gesuchte Beweis?

Leider fielen diese Hoffnungen wieder in sich zusammen.

Man wandte ein, daß diese angezeigten Reactionen nicht scharf genug ausgeprägt waren — was übrigens nicht ganz unrichtig war — da die beiden Aerzte mit zu kleinen Mengen hätten arbeiten müssen.

Dieser Einwand war so klar und wissenschaftlich stark, daß selbst die beiden in ihrem innersten Verurtheilungsfühl einen Zweifel aufsteigen fühlten. Als letztes Zufluchtsmittel griffen sie, in der Ueberzeugung jetzt endlich den Schlag führen zu können, zu dem, was man in den Kreisen der Giftkundigen schließlich physiologische Reaction zu nennen gewohnt ist. Sie impften eine Anzahl Mäuse mit bestimmten Mengen des Alkaloids, welches sie den verschiedenen Stücken des Magens und der Eingeweide entnahmen, die sie vorher in Glycerin eingeweicht hatten. Sie versuchten die Wirkung des Giftes sozusagen am lebenden Körper.

Das Resultat dieses Versuches war denn auch ebenso klar wie genau. Alle geimpften Mäuse starben rasch an Herzstockung oder Lähmung der Bewegungsnerven, was ja gerade das charakteristische Merkmal der verderblichen Wirkung des Afonitins ist.

Diesmal schien die Todesursache festgestellt zu sein. Das Vorhandensein des Giftes, eines bestimmten Giftes, war mit so in die Augen springender Gewißheit bewiesen, wie es alle Niederschläge und Färbungen der Chemiker nicht hätten thun können.

Der Schlag sah. Saint-Magloire fühlte ihn, und sofort verschärfte sich der Ton der Preßstimmen, welche, ohne es zu wissen, unter dem Einfluß seiner Suggestion standen.

(Fortsetzung folgt.)



Das fest des Inari in Japan.

Inari heißt in Japan der Gott der Reisfelder, und eines seiner Attribute ist der Fuchs. Einer der vornehmsten Tempel desselben befindet sich in dem Dörfchen Dzi, etwa eine deutsche Meile nördlich vom kaiserlichen Schloß in Jeddo. Umgeben von ausgedehnten, die Ebene bedeckenden Reisfeldern schmiegt sich die ganze Tempelanlage an die Seite eines Hügel, wo man über verschiedene Treppen die unter einem dichten Dach gewaltiger Nadelbäume verstreuten, verschiedenen Mias oder Kapellen erreichen kann. Außer den in allen Tempeln üblichen Laternen Säulen und Portalen findet man gleichfalls eine beträchtliche Anzahl von Nachbildungen des Fuchses in Stein und Holz, und wenn im Juni das Fest des Inari begangen wird, so reiht sich an dasselbe zugleich das Fest des Fuchses, welcher letztere in der Mythologie Japans die Rolle des Mephistopheles spielt, indem er allerhand Schabernack erfindet und gegen diejenigen ausführt, welche sich seines guten Willens nicht durch entsprechende, den Priestern des Tempels geleistete Geschenke versichert haben.

In der Tat mengt der Japaner den Namen des Fuchses in alle Widerwärtigkeiten, die ihm begegnen. Wacht eine Mutter am Krankenlager ihres Kindes und verschlimmert sich dessen Zustand oder stirbt es gar, so berichtet die Mutter trauernd: „Der Schatten des Fuchses ist in der Nacht auf die Wand gefallen“; entführt vielleicht ein junger Mann das Mädchen, welches er liebt, so tröstet sich die Familie damit, daß der „Fuchs ihren Pfad gekreuzt“ hat.

Ebenso existieren Fuchsspiele. Bei einem derselben stellt einer der Spieler den Fuchs vor, der sich seiner Lieblingsbeute, „der Ratte“, bemächtigen soll. Letztere wird durch eine Tasse oder anderen Gegenstand repräsentiert, der auf kleines Tischchen gestellt wird. Vor diesem halten zwei andere Spieler eine Schnur mit einer in der Mitte derselben befindlichen Schlinge. Ihre Aufgabe ist es, die Schlinge über die Hand des Fuchses zu werfen, wenn derselbe die Ratte zu fassen sucht. Wird der Fuchs auf diese Weise gefangen, so hat er verloren; ergreift er die Ratte, so verlieren die beiden anderen Spieler. Der Verlust besteht gewöhnlich in einer Quantität „Sack“ (Ara), der gemeinschaftlich genossen wird, während einige Gitarren oder Flöten die das Spiel begleitende Musik liefern, in die sich nicht selten das Jauchzen oder der Gesang der Zuschauer mischt.

Nacht sich das Fest des Inari, so bereitet sich die ackerbautreibende Bevölkerung vor, im Tempel des Reisgottes zu opfern, am Vorabend aber feiern die Priester dieses Tempels einen eigenartigen Hexensabbath. Die Sage meldet, daß sich an diesem Vorabend die Füchse, jeder begleitet von einem Zrlcht, in den Reisfeldern in der Nähe von Dzi versammeln, um sich über den Schabernack zu beraten, den sie den Menschen spielen wollen. Die Priester, welche vorgeben, die Sprache der Füchse zu verstehen, versammeln sich an Feuer, die an den Seiten der Hügel angezündet worden sind, und verbringen die Nacht mit Trinken, Rauchen und Erzählen. Am nächsten Morgen erscheint dann die Menge der Opferwilligen und je nach der Größe der Opfer erfährt der Betreffende mehr oder weniger über das im nächsten Jahre ihm zustehende Schicksal, was gewöhnlich immer in bester Laune aufgenommen wird. Nach dem Besuch des Tempels begibt man sich gewöhnlich in die — Tempel und Ortschaft umgürtenden Gehölze, wo man mit Musik, Tanz, Essen, Trinken und Rauchen den Rest des Tages verbringt. Wird einem der Kopf ob des vielen genossenen Sackis zu schwer und kann er durch reich-

liche Dosen von Tee den Effekt nicht mildern, so geht er seitab ins Gebüsch, um seinen kleinen Rausch auszuschlafen und später zu neuen Libationen zurückzukehren.

Die Frauen der Sandwichsinseln.

Die Frauen der Sandwichsinseln, welche den dritten Teil der Bevölkerung bilden, tragen einen ganz leichten, flatternden Ueberwurf, da das tropische Klima mehr anliegende Kleidung verbietet. Die jungen Mädchen schmücken den Kopf mit Blumenkränzen und dekorieren sich auch sonst mit grünen Girlanden, Metall- oder Steinschmuck ist gar nicht Sitte. Sie sind große Freundinnen der freien Luft und leben meist in den üppigen Wäldern. Hier schlafen sie in Hängematten unter den Bäumen und feiern ihre Tanzlustbarkeiten und sonstigen Feste in Felsgrotten des Bergwaldes. Kleine Hütten dienen ihnen als Schlupfwinkel bei plötzlichen Stürmen, sonst findet man sie jedoch so gut wie niemals unter Dach, obwohl sie sich kleine Häuser aus Rasenstücken errichten, die mit Rinsen gedeckt werden und an der Vorderseite zum Schutze gegen die Sonne eine Art leichter Veranden erhalten. Am liebsten weilen sie dann in der Nähe des Meeres, worin sie viel baden und selbst bei steifem Winde den Brandungswellen mit Leichtigkeit trotzen. Gleich Möwen sieht man sie die heranziehenden Wasserberge emporschwimmen und hört bei dem wildesten Winde ihr ausgelassenes Lachen. In kleinen Booten segeln sie auch gewandt über die blaue Fläche des Stillen Ozeans und kreuzen oft meilenweit entfernt von ihrer Heimatsinsel. Ihre kleinen Fahrzeuge fliegen von Insel zu Insel; die Einsamkeit und Gewalt des Meeres fürchten sie nicht, fühlen sich vielmehr in der weiten Wasserwüste wie zu Hause. Es wird ihnen auch ein sittenstrenges Leben nachgerühmt.

Japanische Kellame.

Ein Buchhändler in Tokio annouciert: „Preise so billig wie in einer Lotterie; Bücher elegant wie ein feingedrucktes Mägdlein; Druck so klar wie Kristall; Papier so fest wie Elephantenhaut; Versendung so schnell wie eine abgeschossene Kanonenkugel; Behandlung der Käufer so zuvorkommend, wie die der Passagiere rivalisierender Dampfergesellschaften.“

Chinesische Hängebrücken.

Den merkwürdigsten Beweis der mechanischen Kenntnisse und Geschicklichkeit der Chinesen vor mehr als 1800 Jahren liefern ihre hängenden Brücken, deren Entfindung man der Dynastie der Han zuschreibt. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller ihrer historischen und geographischen Schriftsteller, war es Schang-Lieng, der Oberbefehlshaber der Armee unter Kän-Tsu, der die Wegebauten durch die im Westen der Hauptstadt gelegene Provinz Schen-se unternahm, deren hohe Berge und tiefe Schluchten die Verbindungen erschwerten und die man von der Hauptstadt aus nur auf Umwegen erreichen konnte. Mit einer Masse von 10 000 Arbeitern durchstach Schang-Lieng die Berge, füllte die Täler mit der Erde aus, die ihm jene Ausgrabungen verschafften, und wo dieses nicht hinreichte, um die zu einem Wege erforderliche Höhe zu erlangen, baute er Brücken, die auf Pfeilern oder Vorsprüngen ruhten. Bei andern Stellen, wo die Berge durch tiefe Schluchten getrennt waren, faßte er den kühnen Plan, hängende Brücken zu errichten, die sich von einem Abhange zum andern erstreckten. Diese Brücken, welche die chinesischen Schriftsteller sehr passend „fliegende“ nennen, sind mitunter so hoch, daß man sie nicht ohne Bangen passieren kann. So erstreckt sich heute in Schen-se eine solche Brücke in einer Länge von über 400 Fuß über einen ungeheuren Abgrund von Berg zu Berg. Die meisten der Brücken sind so breit, daß zwei Mann zu Pferde nebeneinander hinarbeiten können, und an beiden Seiten befinden sich Geländer zum Schutze der Reisenden.

DER VOLKS-ANWALT

Die Eisenbahn und der Reisende.

Wenn sich auch heutzutage Eisenbahnfahrten schon im Volksleben so eingebürgert haben, daß man in dem Antritt einer Eisenbahnreise kaum noch irgend etwas Besonderes erblickt, und wenn auch der Eisenbahnbetrieb heute ein derartig sicherer und zuverlässiger ist, daß Verletzungen von Personen und Beschädigungen von Gütern relativ zu den seltenen Fällen gehören, so ist es doch immerhin zu Beginn der Reisezeit von Bedeutung, daß man sich darüber klar ist, welche Ansprüche man eventuell gegen die Eisenbahn machen kann, falls Reisende oder ihr Gepäck im Betriebe der Eisenbahn einen Schaden erleiden.

Was zunächst die Verletzung von Personen auf der Eisenbahn betrifft, so gilt hier folgendes: Wenn im Betriebe einer Eisenbahn durch einen Unfall ein Mensch getötet oder verwundet wird, so haftet die Eisenbahnverwaltung für den Schaden, sofern sie nicht erweist, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Getöteten oder Verletzten verursacht worden ist.

Ist aber eine Tötung oder eine Verletzung einer Person eingetreten, ohne daß die Eisenbahn in der Lage ist, dieselbe auf höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Reisenden zurückzuführen, wofür sie die Beweislast hat, so haftet die Eisenbahn nach folgenden Grundsätzen: Zunächst hat sie die Kosten der Beerdigung zu tragen, und außerdem hat sie denjenigen Personen gegenüber, welchen der Getötete kraft Gesetzes unterhaltspflichtig war, das heißt den Ascendenten (Eltern, Großeltern u. s. w.), ferner den Abkömmlingen und dem Ehegatten gegenüber, die Verpflichtung zur Leistung einer Geldrente, insoweit als der Getötete während der mutmaßlichen Zeit seines Lebens zur Gewährung des Unterhalts verpflichtet gewesen sein würde. Statt der Geldrente können die Unterhaltsberechtigten, falls ein wichtiger Grund vorliegt, auch eine Abfindung in Kapital zu verlangen.

Ferner müssen im Falle der Tötung, falls der Reisende nicht sofort getötet war, sondern erst später infolge der Verletzung gestorben ist, die Kosten der versuchten Heilung, sowie die Vermögensnachteile ersetzt werden, die der Getötete dadurch erlitten hat, daß während der Krankheit seine Erwerbstätigkeit aufgehoben oder vermindert worden oder eine Erhöhung seiner Bedürfnisse eingetreten war.

Ist der Reisende nicht getötet, sondern nur verletzt worden, so muß ihm die Eisenbahnverwaltung durch Entrichtung einer Geldrente oder ebenfalls aus wichtigen Gründen durch Kapitalsabfindung einen Schadenersatz dafür leisten, daß die Erwerbsfähigkeit vermindert oder eine Vermehrung seiner Bedürfnisse, z. B. durch ständige Haltung einer Pflegeperson oder durch den erforderlichen Besuch von Bädern, eingetreten ist. Natürlich muß die Eisenbahn auch die Kurkosten zahlen.

Für Reisegepäck haftet die Eisenbahn, falls es zur Beförderung aufgegeben ist, wenn es binnen acht Tagen nach der Ankunft des Zuges, zu dem es aufgegeben ist, an der Bestimmungsstation abgefordert wird. Unter diesen Voraussetzungen haftet die Eisenbahn aber schlechthin für allen Schaden, der durch Verlust oder Beschädigung des Gutes, von der Zeit der Annahme bis zur Beförderung entsteht. Die Haftpflicht tritt nicht ein, wenn durch ein Verschulden des Verfügungsberechtigten, durch höhere Gewalt, durch äußerlich nicht erkennbare Mängel der Verpackung oder durch die natürliche Beschaffenheit des Gutes, verursacht ist. Die Eisenbahn haftet also auch für Zufall, sofern sie nicht einen der angegebenen Entschuldigungsbeispiele antreten kann.

Für Reisegepäck, das nicht aufgegeben ist, also für das sogenannte Handgepäck, das die Reisenden mit in den Wagen nehmen, haftet die Eisenbahn bei Verlust oder Beschädigung nur dann, wenn ihr ein Verschulden zur Last fällt. In diesem Falle muß aber das Verschulden der Eisenbahn bewiesen werden.

lehre ist unter Garantie des Erfolges nach der weitbekannten Schreiber'schen Methode. Jede, selbst die schlechteste u. unleserlichste Schrift wird durch meine Methode dauernd schön und geläufig.

Gründliche Ausbildung in Buchhaltung, sowie in der gesamten kaufm. Wissenschaft, in Kursen sowie Einzelunterricht in Tages- oder Abendstunden. Der Unterricht an Damen steht unter persönlicher Leitung von Frau E. Schreiber, langjährige Fachlehrerin. 3977

Rhein.-Westf. Handels-Lehranstalt.
Dir.: E. Schreiber, Rheinstr. 103, 1. u. d. Ringstr.

Wendt's Patent-Cigarren.

Erfindung d. Geh. Hofraths Prof. Dr. Gerold-Palle Vollkommener Rauchgenuss bei absoluter Nicotinschädlichkeit Cigarren von M. 5.— an, Cigaretten von M. 1.60 an pr. 100 Stüd, Cigarillos M. 3.50 pr. 100 Stüd, Tabake von M. 2.— an pr. Pfd.

Ausschließliche Niederlage zu Fabrikpreisen: 3701

J. C. Roth, Wilhelmstr. 54.
(Hotel Block)

Gebrauchte Möbel (jeder Art), ganze Einrichtungen, Erbschaftsnachlässe

Kaufe ich bei sofortiger Übernahme des Gegenstands gegen Cassa und guter Verpackung. 1130

Jakob Fuhr, Goldgasse 12. 2377.

Institut Meerganz,

Handels- und Schreiblehranstalt,
Dotzheimerstrasse 21 p.



Am 1. und 3. Juli

Beginn der neuen Viertel- u. Halbjahreskurse für Damen und Herren.

Gründlicher, gewissenhafter Unterricht nach sehr leicht faßlicher Methode unter Garantie des Erfolges in:

allen Arten Buchführung incl. Bücher-Abrechnung, Kaufm. Rechnen und Kontoforrentlehre, Prakt. Wechselkunde und Wechselrecht, Schönschreiben,

Kaufm. Correspondenz, deutsch u. fremdsprachlich, Stenographie (Gabelberger),

Maschinenschreiben, Kontorpraxis etc.

Einzel-, Kurs- und auf Wunsch Privat-Unterricht.

Der Unterricht an Damen erfolgt in separaten Räumen unter persönlicher Leitung von Frau R. Meerganz, langjährige Buchhalterin.

Beste hiesige Referenzen.

Aufnahme und Eintritt kann jeder Zeit erfolgen. Unterrichtsstunden zwischen Morgens 8 und Abends 10 Uhr.

Zeugnis und Stellenvermittlung.

3399

Die Direktion: R. Meerganz.